Nr. 132. 39. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 14. März 1910

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Aurora in Oel.

T. W. Man möchte die schwarz-blauen Brüder fragen: warum schindet ihr euch mit dieser Wahlrechtsreform und warum müht ihr euch so ab? Ihr redet und gestikuliert, ihr zwingt euch krampfhaft zu „schallendem Gelächter“ und zu „stürmischer Heiterkeit“ und geratet in Erregung und in Schweiß. Bald streicht ihr einen Paragraphen aus, bald fügt ihr einen anderen Paragraphen hinzu, und ihr hebt, wie ein Jahrmarktsgigant, riesige Hanteln hoch, deren wahres Gewicht jeder kennt. Draußen weht eine Linde und schmeichelnde Frühlingsluft, am dunklen Holz der Zweige recken sich die weißgrünen Blattknospen hervor und im Ziergarten setzen die Gärtner die kleinen Krokuspflanzen ein. Wenn euch der Busen der Natur nicht lockt, so sucht realere Reize auf, und wenn nichts anderes euch bleibt, so bleiben euch das Bier und der Skat. Aber laßt die Wahlreform, das Gerede über direkt und indirekt, Maximierung und Drittelung. Die Welt ist schön, und in Preußen gehört sie euch.

Und man möchte auch Herrn v. Bethmann Hollweg fragen, wozu er sich bei der Wahlreform noch aufhält, und was er sich eigentlich dabei denkt. Er ermüdet nutzlos seinen Geist der größeren und höheren Probleme entgegenstrebt, und er empfindet wohl, daß die Unterhaltung mit der Demokratie auch den Edelsten schließlich „verflacht“. Warum vor allem tut er, was niemand von ihm erwartet und verlangt, und unterstützt, indem er noch Reden hält, eine böswillige Kritik? Jetzt hat er nur gesagt, er vinkuliere sich nicht, und schon hat dieses von „vinculum“, der lateinischen Vokabel für unser „Band“, korrekt abgeleitete Wort die Spötter gereizt. Und in der Tat, hat schon jemals ein geradegewachsener Mensch in solchem Augenblick eine solche Wendung gebraucht und liegen in dem einen Wort nicht hundert Jahre preußischer Bureaukratie? Warum setzt Herr v. Bethmann Hollweg sich diesen Mißverständnissen aus, und zu welchem Zweck zieht er sich die Pfeile der Linken und die Mißachtung der Rechten zu? Auch im Reichskanzlergarten wird es Frühling, in den alten erinnerungsreichen Bäumen regt sich die Lebenskraft und dort, wo die Fürstin Bülow ihre Pergola schuf, grüßen nun schon Knospen den neuen Herrn. Wenn ihm das nicht genügt, findet dieser Reichskanzler, dem noch kein Gegner Kenntnisse und Bildung abgesprochen hat, gewiß Erbauung im Studium der Wissenschaft. Er plage sich nicht länger mit einer Reform, die ihm sein stilles Idyll zerstört, und der Bekenner der gottgewollten Abhängigkeit genieße das Glück im Vinkulum!

Oder tun die Brüder vom schwarz-blauen Block, die für so klug gelten, und Herr v. Bethmann in diesem Augenblick nicht etwas, was völlig überflüssig und sinnlos ist? Herr v. Bethmann Hollweg hat eine Wahlrechtsvorlage eingebracht, weil er die allgemeine Unzufriedenheit zu beschwichtigen gewünscht, und seine Vorlage hat die Unzufriedenheit zur Empörung angefacht. Die Konservativen ließen sich, ältere Schwüre vergessend, aus Furcht vor der Volksentrüstung zu dieser Debatte herbei, und ihr Auftreten hat von Tag zu Tag die Volksentrüstung vermehrt. Es scheint, daß die „Reform“, zu der sie in ihrer Furcht gegriffen, votiert werden wird, aber dieses Votum wird nur die Bewegung steigern, die ihnen Furcht bereitet hat. Obgleich sie sich ungern umblicken, sollten sie doch bemerkt haben, daß ihnen niemand mehr glaubt, und durch ihre Kompromisse wird niemand eingefangen und niemand getäuscht. Ob sie sich schwitzend abmühen, ob sie sich „vinkulieren“ oder nicht, der Kampf wird weitergehen, nur erbitterter und verschärft. Und so entbehrt ihre gegenwärtige Tätigkeit unbestreitbar aller Logik und aller Vernunft.

Aber während die Schwarz-Blauen sich immer weiter hineinreiten und Herr v. Bethmann Hollweg sich nicht vinkuliert, betrachtet ein anderer lächelnd die Situation. Herr v. Rheinbaben, der unterlegene Konkurrent bei der letzten Kanzlerwahl, hat Ursache zur Zufriedenheit, und er atmet in vollen Zügen die schmeichelnde Frühlingsluft. Die preußischen Krautjunker, denen der Bethmannsche ästhetische Tee im Grunde nicht schmeckt, fühlen sich dem robusteren Rheinbaben verwandt, und mit Sympathie verweilen ihre Blicke auf seinem gut frisierten Haupt. Er ist kein Zauberer, kein schwachnerviger Doktrinär, sondern ein Mann der Tat, und eine glänzende Persönlichkeit, vom Scheitel bis zum Genick. Wenn die Konservativen an Herrn v. Bethmanns Vorschlägen und Erklärungen so kühl vorübergehen, spielt der Gedanke an Herrn v. Rheinbaben hier und da wohl ein wenig mit, und so ist er der einzige, dem dieses wirre Treiben einstweilen zu nützen scheint. Während die andern reformieren und gestikulieren, genießt er den keimenden Lenz, und er sieht erfreut, wie die Blütenträume reifen und wie der kleine Krokus allmählich wächst. Noch fern und unsicher taucht in unserer Nacht eine neue Morgenröte empor. Oder wie, in etwas anderem Sinne, David Kalisch seine Posse genannt: Aurora in Oel.

Die Ausspionierung des dänischen Königshauses.

(Von unserem Korrespondenten.)

Kopenhagen, 12. März.

Die Ausspionierung des Privatlebens des Prinzen Harald und anderer Mitglieder des dänischen Königshauses, die der Redakteur des hiesigen „Kristeligt Dagblad“ (Christlichen Tageblatts), Pfarrer Mathiesen, der Führer der sogenannten „Inneren Mission“, durch Engagieren privater Detektivs in Szene gesetzt hat, erweckt hier die Entrüstung immer weiterer Kreise. Heute hat sich der Ministerpräsident Zahle in seiner Eigenschaft als Justizminister der Sache angenommen. Das Regierungsblatt „Politiken“ enthält hierüber folgende offizielle Mitteilung:

„Da in verschiedener Weise öffentlich mitgeteilt worden ist, daß Detektivbureaus Mitglieder des Königshauses in Bezug auf ihr Privatleben und ihren privaten Verkehr ausspioniert haben, und da hierdurch Vergehen, strafbar nach Kapitel 11 (Majestätsbeleidigung) oder § 245 (Erpressung) des dänischen Strafgesetzes begangen sein kann, hat das Justizministerium den Polizeipräsidenten von Kopenhagen angewiesen, eine öffentliche Untersuchung darüber anzustellen, inwieweit die Detektivbureaus ersucht worden sind, das Privatleben des Prinzen Harald auszuspionieren, und ob hierauf von irgend jemand denselben Personen Zahlung geleistet oder angeboten worden ist, damit sie von ihrem Vorhaben absehen.“

Der energische Schritt, den Herr Zahle in dieser peinlichen Angelegenheit genommen hat, findet den Beifall der Presse und der ganzen Einwohnerschaft Kopenhagens mit alleiniger Ausnahme der Redaktion des „Christlichen Tageblatts“ und der wenigen Getreuen, die infolge des Skandals ihr Abonnement auf dieses Blatt noch nicht gekündigt haben. Gestern machte der Inhaber eines Detektivbureaus, der aufgefordert worden war, das Privatleben des Prinzen auszuspionieren, die Mitteilung, daß ihm kurze Zeit, nachdem er den Auftrag seines Mandanten bereits angenommen hatte, von einem dem Hofe nahestehenden Herrn der Betrag von 500 Kronen angeboten worden sei, damit er von der Ueberwachung des Prinzen absehe. Er habe diese 500 Kronen angenommen und den ihm von dem Pfarrer Mathiesen erteilten Auftrag nicht ausgeführt.

Der Riesenskandal in Frankreich.

200 Kompromittierte! — Duez' „Schutzmantel“.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 18. März.

Die Tragikomödie der verschwundenen Millionen nähert sich einer dramatischen Entwickelung. Das Geheimnis der vertrauensvollen Seelenruhe des Liquidators Duez ist seit gestern geklärt, aber freilich noch nicht völlig aufgeklärt. Der Untersuchungsrichter hat unter den Papieren des Herrn Duez ein Notizbuch gefunden, das **200 Namen und beinahe ebensoviele Quittungen** enthält. Die Quittungen sind fast gleichlautend. Sie bestehen in der Formel: „Ich Endesunterzeichneter, Redakteur der Zeitung ...., bestätige, von Herrn Duez die Summe von ... Francs erhalten zu haben.“ Die Summen schwanken zwischen 3000 und 10000 Francs. Die Namen der Redakteure aber sind ebenso wie die der Zeitungen fingiert. Wenn es also ziemlich klar ist, daß Duez eine Bestechung im großen Stil organisiert hat, um sich eine gute Presse zu sichern, so weiß man doch noch nicht, wer die Ehrenmänner sind, die sich für diesen Zweck hergaben. Es fehlt der Schlüssel zu der Liste dieser heimlichen Liquidatoren. Duez gibt zu, daß ein solcher Schlüssel existiert, aber er weigert sich zu sagen, wo er zu finden ist. Offenbar wünscht er, so lange es möglich ist, die so teuer erkauften Freundschaften sich zu erhalten, und durch seine Diskretion zugleich einen Druck auf die Vertreter der öffentlichen Meinung auszuüben. Nun sind aber nicht alle Namen fingiert, einige der Herren waren so unvorsichtig, ihre Namensunterschriften unter die Quittungen zu setzen. Bei anderen Signaturen ist die Handschrift bekannt, und diese sollen gerade die pikantesten Aufklärungen versprechen. Es ist vorläufig gewagt, nähere Andeutungen zu machen, da politischer Haß und Konkurrenzneid bei den kolportierten Gerüchten eine große Rolle spielen. Auch muß zu Ehren der französischen Presse gesagt werden, daß sich bisher keine einzige Zeitung findet, die für Duez eintritt und dadurch den Verdacht erweckt, von ihm gekauft zu sein.

Entweder ist also der schlaue Duez selbst ein betrogener Betrüger, oder seine heimlichen Mitschuldigen haben noch besseres Material gegen ihn in Händen, als er gegen sie zu besitzen glaubt. Zunächst muß man also abwarten, was aus dem Wirrwarr immer neuer Entdeckungen schließlich herausgesiebt wird.

Zu dieser Tätigkeit gehört vor allen Dingen eine ungewöhnliche Arbeitskraft, denn fast täglich liest man von einem neuen Archiv, das aufgefunden und versiegelt worden ist. Gestern waren es fünf Zimmer in der Rue Visconti, die mit Akten vollgepfropft entdeckt wurden, heute ist es eine Villa in der Avenue Orleans, die auf den Namen Martins, des Geschäftsführers von Duez, gemietet war, und wo wieder zahlreiche Dossiers mit Beschlag belegt worden sind. Die Herren Duez und Martin waren offenbar keine guten Bürger, aber sehr gute Mieter

Der Pfarrer von Pondorf.

Von [Nachdruck verboten.]

Karl Ettlinger (München).

Pfarrer Münsterer von Pondorf in Oberbayern ist bekanntlich durchgebrannt. Ein Cook im Talar. Es war ihm etwas Unangenehmes passiert: die von ihm verwaltete Darlehenskasse wurde revidiert. Bis jetzt wurde ein Defizit von 85,000 Mark konstatiert. Auch die Kirchenkasse stimmt nicht, Meßstipendien sind unterschlagen. Pfarrer Münsterer hielt es für praktischer, die Meßgelder statt für die Seelen Verstorbener für seinen eigenen höchst lebendigen Leib zu verwerten. Als ihm der Boden zu heiß wurde, verschwand er, nicht ohne sich ausgiebige Reisediäten mitzunehmen. Vor seinem Abschied zelebrierte der fromme Filuzius noch. Und um nicht ganz gruslos nach dreizehnjähriger Tätigkeit abzureisen, hinterließ er im verschlossenen Geldschrank einen Zettel: „Wenn so viel Geld da ist, wie's in den Büchern angeführt ist, dann stimmt's!“

Dann stimmt's! Es stimmte aber nicht! Auf etwa 200 000 Mark werden die Unterschlagungen geschätzt.

Pfarrer Münsterer war einer der Hauptmitarbeiter des von Dr. Sigl begründeten klerikal-antisemitischen „Bayerischen Vaterlands“. Ach, seine Rechte wußte nicht, was seine Linke tat. Während er mit der Rechten seine durch besondere Grobheiten ausgezeichneten Artikelchen „von der Donau“ schrieb, griff die Linke in die Kasse. Auf seine „offenherzige Derbheit“ tat er sich gar viel zugut. Er war eben für die Offenheit der Seele und der fremden Portemonnaies. Den knorrigen, robusten Dorfpfarrer spielte er. Die „Gebetbüchlchristen“ konnte er nicht leiden. Das Kassenbüchl war ihm sympathischer. Ganz besonders aber hatte er es auf die Juden abgesehen. Deshalb hat er auch nur christliches Geld gestohlen. Das zeugt von Charakter! Nie nahm er ein Blatt vor den Mund, lieber ein Schloß vom Geldschrank. Schlichte, demütige Gläubigkeit predigte der ehemalige Jesuitenschüler, er konnte sich nicht darin genug tun, gegen äußerliche Religionsbetätigung zu wettern. In einer seiner letzten Predigten verdonnerte er noch jene Priester, die sich am Gute ihrer Pfarrkinder bereichern, in die tiefste Hölle. Ich stelle mir die Hölle, in der Pfarrer Münsterer augenblicklich schmachtet, ganz amüsant vor. Ja, er konnte hohe Töne reden. Kein Gebiet war seiner Feder fremd. Haeckel und die Monisten, die er „arme Kulturesel“ titulierte, verfolgte er mit seinem grimmigsten Hasse. Den „darwinistischen Affenwahnsinn“ bekämpfte er in einer Tonart, als ob er selbst eines jener Tiere hätte, von denen er absolut nicht abstammen wollte. An eine göttliche Gerechtigkeit glaubte er — angeblich. Als Messina zerstört war, schrieb er: „Unser Herrgott wird schon gewußt haben, warum er wieder einmal auf einen Erdstrich Feuer und Schwefel regnen ließ.“ Hoffentlich hat Pfarrer Münsterer einen Regenschirm mitgenommen, denn nach seiner eigenen Theorie muß er unterwegs von einem recht unangenehmen Platzregen überrascht werden. Auch für die Kunst interessierte er sich. Allerdings war er ein etwas „verrohter Kritiker“. Von einer Künstlerin, die als Königin Elisabeth gastierte, schrieb er: „Wie man mir sagt, ist die Vogelscheuche engagiert worden,“ und einem Wallenstein spendete er das pastorale Lob: „Ein Wallenstein stand auf der Bühne, den ich am liebsten das Textbuch um die Ohren geschlagen hätte.“ Schwere Sorge bereitete ihm die herrschende „Unsittlichkeit“. Nun ist diese Sittlichkeitssäule geborsten! Es ist nicht schade um sie. Schade ist es nur um das Geld, das er vergessen hat dagulassen; schade um die armen Bauern, die er um ihre Ersparnisse geprellt hat. So überzeugend wußte er den Biedermann zu spielen, daß ihm die Leute ihr Geld ohne Quittung anvertrauten. Kein Wunder, daß er mit den Schauspielern der Bühne nicht zufrieden war.

Und doch war Pfarrer Münsterer kein gewöhnlicher Duzendbdefraudant. Er interessierte sich lebhaft für die neuesten wissenschaftlichen Bücher, er hatte aus seinem Pfarrhaus ein wirklich geschmackvoll eingerichtetes Schmuckkästchen gemacht, er gründete Vereine, Gesellschaften — nur seine Pfarrerspflichten vernachlässigte er. Er ging lieber zum Bier als zur Maiandacht und einem ausgetretenen Klosterzöglung offenbarte er die seltsame Weisheit: „Was kann ich als Geistlicher tun? Den Leuten Sonntags von der Kanzel herunter Quatsch vorsagen!“ So ist er zum Teil wohl auch ein Opfer des unter den Pfarrern durchaus nicht seltenen Ehrgeizes geworden, auf Kosten ihrer Seelsorgerpflichten eine politische Rolle zu spielen, höchst weltliche Ehren und Aemter einzuheimsen. Leute, die ihren Beruf verfehlt haben.

Die Verwünschungen seiner vertrauensseligen Opfer erreichen ihn nicht. Niemand weiß, „wohin er ging der Fahrt“. Vielleicht sitzt er jetzt gerade in einem Eisenbahncoupé, raucht eine gute Zigarre und liest eines der von ihm als „Saubblätter“ gekrittelten Journale. Jedenfalls darf er einen Triumph für sich beanspruchen: was ihm mit all seiner verlogenen Schriftstellerei nicht geglückt ist, hat er mit seinen Unterschlagungen erreicht: er ist berühmt geworden. Hoffentlich schreibt er einmal seine Memoiren. In meinem Bücherregal ist zwischen Bro Tasil und Manolescu noch ein Plätzchen frei.

Maeterlincks „Magdalena“.

Von

Monty Jacobs.

Leipzig, am Sonntag.

Die preußische Polizei ist momentan sehr beliebt. Hier in Leipzig nämlich. Denn sie hat den strebsamen Theaterleuten am Augustusplatz eine Fremdenattraktion beschert, fast so wirksam wie die Messe, deren bunte Fahnen noch in der Petersstraße flattern. Weil die Berliner Zensur Maurice Maeterlincks jüngstes Drama im Interesse der gefährdeten Religiosität verbot, flog den Leipzigern als seltene Sensation eine Uraufführung ins Haus. Die Landsleute des Dichters machten sie ihnen fürwahr nicht streitig. Denn auch dieser Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, und die Pariser Theaterdirektoren können ihre Ungeduld erstaunlich lange beherrschen, wenn der Verfasser des „Pelléas“ und der „Aglavaine“ ein neues Werk vollendet.

Mit diesen Visionen einer erlesenen Stimmungskunst hat das Drama „Maria Magdalena“ freilich nicht viel gemein. Seit seiner „Monna Vanna“ hat Maeterlinck nun einmal die Träume abgeschüttelt. Er verzichtet auf das Theater der Zukunft, und er bewegt sich mit sicheren Schritten zwischen den Kulissen einer Bühnenkunst, die ihm einst wie ein ungeheuerlicher Atavismus, wie ein Rückfall ins barbarische Zeitalter erschien. Zum Ueberläufer ist er nicht geworden und die dramatischen Handwerker dürfen nicht frohlocken: Philister über dir! Aber wenn sein Geschmack ihm auch die falschen Töne verwehrt — es sind nicht mehr die neu geformten Instrumente, auf denen nur ihr Schöpfer zu spielen wußte.

So ist „Maria Magdalena“ ein wirksames Theaterstück geworden, nicht mehr. Früher, als der vlämische Dichter zu den Mysterien herniederstieg, um dem „dialogue intérieure“ der Seelen zu lauschen, hatte er keine Weggenossen. „Monna